

Das umfassendste Kapitel „Mittelalterliche Burgen an Orten römerzeitlicher Vorgängerstrukturen“ betrachtet schließlich die adlige Perspektive und Wahrnehmung. Da sich diese im Untersuchungsgebiet über Schriftquellen, insbesondere die Chronistik, nur sehr schwer fassen lässt, wird für die Bearbeitung dieses Themas die Wiederbesiedlung römerzeitlich genutzter Plätze zum mittelalterlichen Burgenbau auf der Grundlage archäologischer wie historischer Quellen untersucht. Überschneidungen gibt es hier insbesondere bei spätantiken Höhensiedlungen und der Nutzung als mittelalterliche Burg. Beispiele im Bearbeitungsgebiet sind die Burgen Hohrappoldstein, Frankembourg, Hüneburg, Hoh-Egisheim, Pfirt und der rechtsrheinische Zähringer Burgberg.

Weit weniger häufig sind diese Überlagerungen bei ländlichen Siedlungen (*villae rusticae*) zu belegen. Herauszuheben sind hier als anschauliche und gut untersuchte Belege die Anknüpfung des Heitersheimer Malteserschlosses an die römische Axialhofvilla oder die elsässischen Burgen Châtenois/Kesteholz, Epfig und Bruchkirchen. Ein seltenes Phänomen ist hingegen die Anlage einer Burg an Stelle eines antiken Höhenheiligtums, das durch die Wasenburg nachgewiesen ist. Die Sponeck und Dachstein sind Belege für die erneute Nutzung spätantiker Befestigungen als Burg im Mittelalter.

Selbst im städtischen Kontext nutzte man römische Baureste erneut, wie etwa den Graben des römischen *castrum* in Strasbourg. Hier hätte man vielleicht noch die lange Nutzung der spätantiken Festungsmauer in Breisach anführen können. Hinweise auf römerzeitliche Vorgängerstrukturen, belegt durch Funde oder Baubefunde finden sich bei zahlreichen Burgen im Untersuchungsgebiet. Das systematisch erfasste Inventar des Autors zeigt, dass römerzeitliche Siedlungsplätze erstaunlich häufig zum Burgenbau im Mittelalter genutzt worden sind. Leider treffen nur selten eine gute historische Überlieferung und umfassende archäologische Erforschung zusammen auf. In chronologischer und sozialer Hinsicht zeichnet sich ein Schwerpunkt der Wiederbesiedlung in der frühen Phase des Burgenbaus im 11. und 12. Jahrhundert durch hochadelige Familien oder höchste geistliche Würdenträger ab.

Becks innovative Studie verbindet fachübergreifend die Analyse schriftlicher Überlieferungen mit archäologischen Zeugnissen zur Gegenwärtigkeit römischer Antike im Mittelalter. In seiner Herangehensweise befindet er sich somit in der Tradition des Freiburger Forschungsverbundes zum 1. Jahrtausend in Südwestdeutschland. Er stellt Wahrnehmungen und Deutungsmuster des römischen Erbes durch unterschiedliche soziale Gruppen des mittelalterlichen Oberrheinraumes erstmals umfassend dar und erschließt diese der weiteren Forschung.

Bertram Jenisch

Frühe Festungen im deutschen Südwesten 1450–1620, hg. von der Deutschen Gesellschaft für Festungsforschung e. V. (Festungsforschung, Bd. 13). Regensburg: Schnell & Steiner 2023. 240 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-7954-3760-2. € 39,95

Der Band umfasst elf Aufsätze, die aus Vorträgen anlässlich der 38. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Festungsforschung 2019 in Esslingen am Neckar hervorgegangen sind.

Zwei Arbeiten bieten jeweils einen regionalen Überblick: Heiko Wagner beschreibt mehrere Burgstellen zwischen Hochrhein und oberem Neckar, die im 15./16. Jahrhundert durch Festungselemente „ertüchtigt“ wurden (S. 11–30). Die oft nur rudimentäre bauliche Überlieferung erlaubt keine wehrtechnische Qualifizierung dieser „Frühfes-

tungen“, und aus den meist dürftigen Schriftquellen lassen sich kaum Belege zum historischen Kontext finden, dem die Anlagen unmittelbar zuzuordnen sind. Mit dem Wehrrkirchhof von Sulz-Bergfelden ist ein bedeutender Vertreter aus jener Gruppe früher befestigter Anlagen notiert (S. 26f.), die in den von adeligen Kleinkriegen bedrohten Territorien südwestdeutscher Herrschaften eine beachtliche Rolle spielte. Die Festungsforschung könnte diese Objekte gerne wieder stärker ins Auge fassen und dabei auch den Katalog württembergischer „Dorfkirchen als Wehrbau“ Wolframs von Erffa von 1937 einer Revision unterziehen.

Dominik Gerd Sieber beschäftigt sich mit dem Befestigungsbau im Allgäu (S. 111–124), der zwischen ca. 1480 und 1540 eine „Blütezeit“ erlebte, die geprägt war von der Errichtung neuer Baukörper, ohne dass man das mittelalterliche Konzept von Wohnen und Wehr aufgegeben hätte. Vom 2. Viertel des 16. Jahrhunderts an kann man zunehmend bastionierte Baustrukturen nachweisen, wofür die Füssener Gegend offenbar ein „kleinräumiges Experimentierfeld“ gewesen ist (S. 117f.). Zum Ausbau von Bastionärssystemen kam es anscheinend nicht mehr, was der Autor mit der Befriedung auch dieser Landschaft durch den bis 1548 wiederholt erneuerten Ewigen Landfrieden von 1495 und durch den Augsburgers Religionsfrieden von 1555 begründet.

Moritz Seeburger stellt mit Hohenschramberg die Festungsanlage vor, die der Ritter Hans von Rechberg um 1460 als Zentrum seiner Adelherrschaft neu errichten ließ (S. 87–110). Die Anlage auf dem Schlossberg hoch über Schramberg übernahm talseitig Elemente des alten Burgenbaus – Palas als Wohnsitz gedeckt durch eine gewaltige Schildmauer – und rezipierte zur Feindseite Werke sehr früher Festungsarchitektur: im Halsgraben eine Streichwehr und jenseits des Grabens ein hohes rondellartiges Vorwerk. Unter neuer Herrschaft wurde Mitte des 16. Jahrhunderts im Vorhof ein polygonales Plateau mit einem Artillerieturm über dem äußeren Graben angelegt. Die adelige Familie verließ damals die Kernburg und bezog einen Neubau am Nordrand dieser Planie (Oberes Schloss). Von 1583 an als ein „Außenposten“ im vorderösterreichischen Besitzkomplex des Hauses Habsburg fungierend, wurde die Feste von französischen Truppen 1689 niedergebrannt.

Der Aufsatz von Andreas Berthold und Ingrid Mader beschreibt mit dem bastionierten Adelssitz Hochosterwitz nordöstlich von Klagenfurt eine Festung, die nicht nur wegen ihrer Position auf einem rundum jäh abfallenden Felsstock, sondern auch wegen ihrer Bauformen einen markanten Schlusspunkt des Bandes setzt (S. 219–239). Die Besitzer der Burg waren von den Erzherzögen von Österreich seit dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts zur Abwehr der Türkeneinfälle in Kärnten verpflichtet. Der Festungsausbau – unter Beibehaltung der Residenznutzung durch die freiherrliche Familie Khevenhüller – erfolgte von ca. 1570 an bis in die frühen 1580er-Jahre. Zu einem weithin singulären Element der Wehranlage wurden die vielen Torsperren, die den Aufgang zur Burg in zwölf Verteidigungszonen separiert haben. Der auf der O-Seite des Felsens beginnende und am N- und W-Hang aufwärts ziehende Weg erreicht am sogenannten Brückentor den der Bauphase bis 1575 angehörenden unteren der beiden höhengestaffelten, bastionierten Befestigungsringe. Den Zugang in den Schlosszwinger vermittelte das in eine Bastion der oberen Ringmauer integrierte Kulmertor. Hochosterwitz ist nie militärisch attackiert worden, sodass der Bauzustand aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts weitgehend erhalten blieb.

Der Beitrag von Simon Matzerath und Guido von Büren zeigt (S. 125–144), dass trotz massiver baulicher Eingriffe auf dem Saarbrücker Schlossfelsen – Renaissanceschloss (1602–17), dann Barockschloss (1739–48), zuletzt Um- und teilweiser Neubau zum Verwaltungssitz (1982–89) – die Auswertung der (bau)archäologisch erfassten Zeugnisse und die Überprüfung der (wenigen) Pläne und Ansichten zur vorbarocken Anlage eine teilweise Rekonstruktion der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Wehrelemente der Burg der Grafen von Nassau-Saarbrücken ermöglicht. Die Ergebnisse bündelt ein Befundplan in sieben Zeitschichten vom Ende des 12. Jahrhunderts bis zum barocken Neubau (Abb. 2). In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts entstand zwar ein Kranz komplexer Bastionen, doch haben die Autoren Zweifel, ob das hoch aufragende Renaissanceschloss gegen Angriffe weit reichender Artillerie zu verteidigen war (S. 144).

Mit der Einführung der Reformation im Durlacher Landesteil durch Markgraf Karl II. von Baden (1556) erhielt die Burg Hachberg/Hochburg bei Emmendingen wegen ihrer Grenzlage zum habsburgischen Vorderösterreich auch eine potentiell strittige konfessionelle Bedeutung, wenn es galt, Gebietsansprüche Erzherzog Ferdinands im badischen Oberland abzuwehren. Vor diesem Hintergrund – so sieht es Thomas Biller in seinem Aufsatz (S. 183–202) – ließ der Markgraf, inschriftlich belegt (S. 199f.), 1555/1556 seine Burg zu einer Artilleriebefestigung ausbauen und leitete damit die Entwicklung der Hochburg zur Baden-Durlacher „Landesfestung“ ein, auch wenn der Autor den Begriff nicht verwendet. Nachdem eine neue Ringmauer mit vier Flankierungsbauten aufgeführt war, hat man vom Niveau des alten Burghofes aus gegen Westen ein Plateau aufgeschüttet und bis zu der Ringmauer vorgeschoben, die nun zur Stützmauer dieser „Schütt“ wurde. Im Süden vor dem mittelalterlichen Burggraben wurde eine zweite Schütte als Vorwerk gegen Beschuss vom Höhenrücken des Hornwaldes geplant. An der SO- bzw. der SW-Ecke dieser Plattform ragten ein hoher „Kanonenturm“ bzw. ein niedrigeres Rondell auf (Abb. 5) – Indikatoren dafür, dass damals in Südwestdeutschland Rondelle und bastionsförmige Werke „noch durchaus nebeneinanderstehen“ konnten (S. 197).

Der Aufsatz von Roland Kessinger und Jörg Wöllper (S. 159–181) fasst die frühe Festungsgeschichte des Hohentwiel zusammen, die beide Autoren 2021 in ihrer opulenten Monographie zur 300-jährigen Baugeschichte dieser Landesfestung breiter und dort auch reicher illustriert darlegen. Schon bis in das frühe 16. Jahrhundert war die Burg – bis dahin in Händen der niederadeligen Herren von Klingenberg – militärisch gut ausgerüstet worden. Herzog Ulrich I. von Württemberg, der die Burg 1521 erworben hatte, um von hier aus die Rückeroberung seiner Herrschaft in Angriff zu nehmen, ließ die Wehren verstärken und Einrichtungen zur Stationierung einer Garnison schaffen. Mit der Flucht des Herzogs 1527 in die Landgrafschaft Hessen brach diese Bauphase ab. Erst Herzog Christoph hat die Arbeiten wieder aufgenommen und die Burg zu einem repräsentativen Landschloss grundlegend umbauen lassen (1552–56). Die damaligen Verbesserungen der Befestigungswerke waren aber noch von der alten Devise bestimmt, wonach die exponierte Position aus sich heraus schon Schutz genug bot. Erst mit dem Regierungsantritt Herzog Ludwigs (1579) begann eine intensive Bautätigkeit auch zur Modernisierung der Festung, die Herzog Friedrich I. von 1593 an fortführte. Mit der Schmittenfelsen-Bastei (1580–84) und dem Rondell Augusta (1589–1605), Letzteres ein bewusst inszeniertes „Prestigebauwerk der württembergischen Spätrenaissance“

(S. 178), wurde ein bei den anderen herzoglichen Bergfesten schon in den 1550er-Jahren realisiertes Bauprogramm nachgeholt (S. 176).

Als weitere Landesfestung kam die Stadtfestung Schorndorf zur Sprache, deren Bau Herzog Ulrich I. 1538 begonnen und bis in die frühen 1540er-Jahre im Wesentlichen vollendet hatte. Lea Wegner stellt ihren Beitrag (S. 203–218) – eine verkürzte Fassung ihres Aufsatzes in der ZWLG 78 (2019) – zu Recht unter die Frage, ob sich die Aussage noch halten lasse, dass der Schorndorfer Festungsbau durch Anlagen in der Landgrafschaft Hessen und durch damals auf dem Hohenasperg bzw. auf Hohentübingen tätige hessische Baumeister maßgeblich geprägt worden sei. Statt Festungen „auf Basis der äußeren Baugestalt als Indikator für eine potentielle Einflussnahme“ zu vergleichen, müsse man auf die jeweils angewandten „Bauweisen“ schauen, um zu einer „differenzierteren Sichtweise“ zu gelangen (S. 215 f.): So zeige ein Bericht an Herzog Ulrich, in dem die Schorndorfer Bauverständigen den Plan von *meister niclaus* ablehnten, mit dem Krippen, nämlich dem Legen von Rosten aus Flechtwerk oder Pfählen zur Stabilisierung des Walles beim Schloss, fortzufahren, dass mit Niklas von Geldern eine Praxis aus dem niederländischen Deichbau im Schorndorfer Wallbau Eingang gefunden habe. Diese Manier sei aber „mit großer Wahrscheinlichkeit“ an keiner der damals in Hessen entstandenen Festungen angewandt worden. Außerdem entspreche der an die alte Stadtbefestigung Schorndorfs angefügte Wall-Graben-Bering mit den mächtigen Erd-rondellen formal jenen Befestigungen, wie man sie damals, ausgehend von sächsischen Anlagen, vielerorts im Reich adaptiert habe (S. 218). Trotz grundsätzlicher Zustimmung zur wohl geklärten „Hessenfrage“ sollte man bei der Bewertung des Einflusses von Meister Niklas bedenken, dass dieser spätestens im Frühjahr 1539 seinen Dienst in Schorndorf quittiert hatte und dass die Technik des Krippenlegens zur Sicherung von Wällen, Gräben oder Fundamenten in nassem Milieu seit alters auch im süddeutschen Raum praktiziert wurde – archäologische Belege dazu kennt man zuhauf.

Hinsichtlich einer frühen Festungsentwicklung der vorderösterreichischen Stadt Breisach muss Bertram Jenisch in seinem Beitrag bilanzieren (S. 31–44), dass dazu noch keine abgeschlossene Untersuchung vorliegt (S. 32). Man darf aber erwarten, dass im Zuge der Erfassung der archäologischen und bauhistorischen Befunde für den „Archäologischen Stadtkataster Breisach“, den das Landesamt für Denkmalpflege in Arbeit hat, auch neue Einblicke in die frühe Phase der Breisacher Festungsgeschichte möglich werden. Obwohl sich seit der Einrichtung der Burgvogtei Breisach unter Kaiser Maximilian I. der „Wandel von einem Handelsplatz zu einem militärischen Stützpunkt als Sperrriegel für den Verkehr auf dem Rhein“ vollzog (S. 35), musste sich die Stadt bis in die Zeit um 1600 weitgehend noch von der spätmittelalterlichen Stadtbefestigung aus verteidigen (S. 44). Der Ausbau zur Festung an der Schnittstelle territorialer Ansprüche der spanischen Habsburger und der französischen Könige begann im frühen 17. Jahrhundert, vor allem nachdem der Vertrag von Oñate 1617 der spanischen Krone unter anderem Besitzungen im Elsass zugesprochen hatte, wodurch sich für die Habsburger die Verbindung in ihre „niederländischen“ Herrschaftsgebiete verbesserte, mit dem Breisacher Rheinübergang als einem Knotenpunkt auf der sogenannten Spanischen Straße.

Christian Kayser befasst sich mit den Maßnahmen der seit 1525 protestantischen Reichsstadt Memmingen inmitten einer altgläubig gebliebenen Landschaft, ihre spätmittelalterliche Stadtmauer an die moderne Kriegführung zu adaptieren (S. 145–158).

Den Auftakt bildete 1529 ein Bollwerk im Stadtgraben vor der SO-Ecke der Mauer: ein als mächtiger Erdenberg aufgeworfenes für eine Geschützplattform planiertes Rondell – aus Sicht des Autors ein „Pionierbau“, für den sich erst 20 Jahre später in Augsburg vergleichbare Beispiele finden (S. 149). Als weitere „festungstechnisch bedeutende innovative Leistung“ hat man vom Kempter Tor aus entlang der Mauer eine Rampe für den Transport von Geschützen zur neuen Plattform auf den Außenwall an der SW-Ecke trassiert. Ein Torso blieben wegen der Niederlage der Protestanten im Schmalkaldischen Krieg (1547) die Kasematten entlang der westlichen Stadtmauer (Abb. 10). Memmingsens gescheitertes Fortifikationsprojekt zeige exemplarisch, dass die kleineren Reichsstädte bei der Modernisierung ihrer alten Befestigungswerke „mittelfristig überfordert“ waren (S. 158).

Auf der breiten Basis der bisherigen, nicht zuletzt eigenen Forschungen beschreibt Christian Ottersbach die Esslinger „Burg“-Befestigung (S. 45–86). Die Bedrohung der Reichsstadt durch die Territorialpolitik der Grafen von Württemberg führte dazu, dass um 1300 eine ältere Schildmauer entlang der Hangkante des Schönenbergs über der Stadt durch zwei Schenkelmauern mit der Stadtmauer verbunden und diese Flanke bis zur Höhe geschlossen wurde. Erst die aggressive Politik Herzog Ulrichs I., die 1519 in dem Überfall und der Einnahme Reutlingens, danach in den beiden (gescheiterten) Angriffen Ulrichs auf Esslingen gipfelte, lösten jene Baumaßnahmen aus, die die „Burg“ bis zum Beginn der 1530er-Jahre gleichsam zu einer Zitadelle formierten, von der aus man die Feindseiten im Osten, Norden und Westen durch Artilleriefeuer ins Visier nehmen konnte. Die „Burg“ erweist sich als eine für den Festungsbau der „Transitionszeit“ fast exemplarische Wehranlage: noch der spätmittelalterlichen Entwicklung verhaftete hohe Mauern mit (gedeckten) Wehrgängen zwischen Ecktürmen, andererseits – auch reichsstädtisches Selbstbewusstsein demonstrierend – mächtige Artillerietürme zur Aufstellung von Geschützbatterien. Weder die Stadtbefestigung im Tal noch die „Burg“ mussten in den Kriegen der frühen Neuzeit ihre Wehrtauglichkeit unter Beweis stellen (S. 81 f.).

Die Aufsätze zeichnen ein facettenreiches Bild des Befestigungsbaus zwischen der Mitte des 15. Jahrhunderts und dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges und belegen zugleich eindrücklich, wie heterogen die Entwicklung in dieser Phase im Vergleich der Einzelfälle verlief. Die Festungsforschung wird sich auch weiterhin auf die kleinräumige Erfassung konzentrieren müssen und eine oft mühsame Quellensuche zu betreiben haben. In Anbetracht der verästelten Entwicklungsstränge, die die frühe Phase des Festungsbaus kennzeichnen, scheint es problematisch, die Anlagen aus diesem Zeitraum unter dem Begriff „Frühfestung“ zu subsumieren und sie damit gleichsam als geschlossene Form zu definieren. Und es wäre dann immer noch zu klären, was dann die Festungen wirklich ausmacht, die zwar nach allen Regeln der *Architectura Militaris* konstruiert wurden, von denen aber viele in den Kriegen des 17./18. Jahrhunderts ebenfalls marginalisiert wurden.

Alois Schneider